

Das späte Amen

Ach, wie schön ist es, wenn man von einem ehemaligen Schüler hört: Das habe ich mir damals von Ihnen abgeguckt. Ich bin heute selbst Lehrer, und jetzt hilft mir Ihr Vorbild.

Oder wenn eine Kollegin sagt: Das und das mache ich heute genauso wie du damals. Damals habe ich noch gar nicht verstanden, warum du das so gemacht hast.

Was kann es Schöneres für einen Lehrer geben?

Vielleicht dies: dass etwas weiterlebt, ohne dass man es angeordnet hat.

In diesen Tagen denke ich über Werte nach. In einem halben Jahr wird sich mein akademischer Verband mit diesem Thema beschäftigen. Das Wort liegt nahe. Christliche Werte. Europäische Werte. Demokratische Werte. Unsere Werte.

Aber je länger ich darüber nachdenke, desto weniger unschuldig erscheint mir dieses kleine Wort.

Gemeinschaft braucht etwas Gemeinsames. Das leuchtet zunächst ein. Beim Fußballverein kann man sehen, wie einfach das sein kann. Ich kaufe eine Eintrittskarte. Niemand fragt mich am Eingang, ob ich die Werte des Vereins teile. Niemand prüft, ob ich wirklich dazugehöre oder vielleicht heimlich den Verein unterwandern möchte. Das Gemeinsame wird zunächst bereitgestellt: ein Stadion, ein Spiel, Farben, Lieder, Geschichten, neunzig Minuten gemeinsame Aufmerksamkeit.

Natürlich kann auch daraus ein kräftiges Wir und Ihr werden. Spätestens wenn der andere Verein kommt. Meist bleibt das spielerisch. Manchmal nicht.

Aber etwas daran gefällt mir: Die Eintrittskarte wird nicht dafür vergeben, dass ich vorher bewiesen habe, der Richtige zu sein.

Bei Werten kann das anders werden.

Wer unsere Werte nicht teilt, gehört nicht zu uns.

Da wird der Wert zur Eintrittskarte.

Auch „christliche Werte“ schützen davor nicht. Für viele Christen ist der Ausdruck vollkommen selbstverständlich. Nächstenliebe, Barmherzigkeit, Einsatz für Schwache, Solidarität – was sollte daran problematisch sein?

Nichts.

Problematisch wird es dort, wo das Wort „christlich“ selbst schon als Begründung genügen soll.

Als Religionslehrer ist mir immer wieder eine merkwürdige Skepsis gegenüber der Theologie begegnet. Man müsse nicht so viel über den Glauben reden. Glauben solle man glauben. Basta.

Manchmal kam noch die bewundernde Bemerkung hinterher: Die Muslime machten uns das vor.

Abgesehen davon, dass damit aus höchst unterschiedlichen Menschen und Glaubenstraditionen ein einziger monolithischer Islam gebastelt wird, hat mich schon die erste Aussage gestört.

Glauben und basta.

Ich hatte damals einen biblischen Zeugen an meiner Seite.

Paulus schreibt im ersten Korintherbrief über das Zungenreden. Er verbietet es nicht. Aber er fragt sinngemäß: Was nützt dein begeistertes Reden, wenn der andere dich nicht versteht? Wie soll er zu deinem Gebet sein Amen sagen können?

Dieser Gedanke hat mich durch viele Unterrichtsstunden begleitet.

Sprich so, dass der andere sein Amen sagen kann.

Nicht: Sprich so, dass er Amen sagen muss.

Auch nicht: Vereinfache alles so lange, bis nichts mehr übrig bleibt.

Sondern: Übernimm Verantwortung dafür, dass der andere verstehen, unterscheiden und antworten kann.

Diese Verantwortung ist nicht bei allen gleich.

Von einem Siebtklässler kann ich keine theologische Argumentation verlangen, die einer akademischen Debatte standhält. Von einer Oberstufenschülerin vielleicht schon ein wenig mehr. Wer aber selbst gelernt hat, mit Worten professionell umzugehen, wer studiert, lehrt, predigt, schreibt oder öffentlich redet, der trägt eine besondere Verantwortung.

Wer sich im Wort professionalisiert, muss für sein Wort Zeugnis ablegen können.

Das klingt zunächst sehr christlich und vielleicht sogar ein wenig altertümlich.

Dabei meine ich etwas ziemlich Konkretes.

Zeugnis ablegen heißt für mich nicht, besonders laut zu bekennen. Nicht jovial einen Witz zu machen, bei dem alle auf der richtigen Seite lachen. Nicht mit politischem Pathos einen Saal so lange in Bewegung zu bringen, bis Zustimmung alle Anwesenden mitreißt.

Zeugnis ablegen heißt zunächst: wahrhaftig wiedergeben, was mir begegnet ist.

Und empathisch.

Auch dem Menschen gegenüber, dessen Überzeugung ich nicht teile.

Vielleicht beginnt hier mein eigenes Verständnis von „christlichen Werten“.

Werte sind dann keine Begriffe, die wir besitzen. Schon gar keine Besitzstände, die wir gegen andere verteidigen müssen.

Sie zeigen sich darin, was sie mit unserem Handeln machen.

Wenn mir die Würde des Menschen wertvoll ist, muss man etwas davon merken können, wie ich über einen Menschen spreche, der mir widerspricht.

Wenn mir Wahrheit wichtig ist, darf ich eine Geschichte nicht zurechtbiegen, nur weil sie dann besser zu meiner Argumentation passt.

Wenn ich von Nächstenliebe rede, muss auch derjenige in meinem Satz als Mensch erkennbar bleiben, den ich politisch, religiös oder moralisch für gefährlich halte.

Vielleicht besteht christliches Zeugnis gerade darin: die eigene Überzeugung nicht zu verstecken und zugleich dem anderen seinen Raum zu lassen.

Keine Eintrittskarte zu verlangen.

Sondern die Tür offen zu halten und so zu sprechen, dass Antwort möglich bleibt.

Und dann denke ich wieder an meine ehemaligen Schüler.

Manche haben damals vielleicht gar nicht verstanden, warum ich etwas auf eine bestimmte Weise gemacht habe. Warum ich an einer Stelle nicht mit der schnellen Antwort zufrieden war. Warum mir ein bestimmter Ton wichtig war. Warum ich nicht wollte, dass jemand in der Klasse mit einem billigen Witz erledigt wurde.

Jahre später sagt dann einer:

Das mache ich heute genauso.

Vielleicht ist das eines der schönsten Amen, die ein Lehrer hören kann.

Kein Amen, das man eingefordert hat.

Keines, das im Überschwang eines Augenblicks gesprochen wurde.

Sondern eines, das einen langen Weg gegangen ist. Durch ein anderes Leben, andere Erfahrungen, vielleicht durch Zweifel und Widerspruch.

Ein spätes Amen.

Und vielleicht erkennt man gerade daran einen Wert:

Er wird nicht dadurch groß, dass wir ihn verteidigen.

Sondern dadurch, dass er in einem anderen Menschen weiterleben kann, ohne ihm jemals vorgeschrieben worden zu sein.